

Nr. 14. Bromberg, den 17. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

Der Graf von Möllenbeck wies mit dem wappengeschmückten Finger hinaus auf die Straße. Da stand noch der breitschultrige Mann im kaffeebraunen Leibrock, mit den braunen Feueraugen über der gewaltigen Hakennase. Er sprach mit einem preußischen Offizier — einem hohen General. Ein dutzendköpfiges Gefolge von Uniformen harrte hinter jenem in ehrerbietigem Abstand. Und doch ähnelte dieser Militär mit dem grauen Mantel über dem eichenlaubgestickten Kragen und den goldenen Fangschnüren — doch ähnelte er so gar nicht dem Bild der nachfridericianischen, geschmeidigen Berliner Hofgenerale. Seine Schultern waren eckig. Seine Bewegungen unbeholfen. Verschleiert lagen die durchdringenden Augen in dem faltigen Gesicht und hingen an dem leidenschaftlich redenden Mund des Cholerikers vor ihm.

„Das ist der Reichsfreiherr von Stein, der da mit Scharnhorst spricht!" sagte innen im Zimmer der Erbherr auf Mariengarten. „Der neue dirigierende Minister stammt von achthundertjähriger Reichsritterschaft — der neue Chef der Militär-Reorganisations-Kommission ist ein Bauernsohn. Beide keine Preußen — der eine vom Rhein — der andere aus Hannover."

„Preußen greift über seine Grenzen in das Deutsche Reich hinaus! Preußen nimmt, über seine Standesschranken hinaus, was es an deutschen Männern findet! Und Preußen fand keine Besseren als die zwei, die da draußen stehen, und hat ihnen seine kommende Gestalt anvertraut. Gut ist mit den beiden Kerlen nicht Kirschen essen — das kann ich Ihnen sagen! Die kennen keine Empfindlichkeit mit dem alten Preußen wie wir! Die schlagen, was noch übrig ist kurz und klein!"

Josias von Möllenbeck schaute auf die von Regenböen übersprühte Straße.

„Da gehen sie hin!" sagte er. „Eigentlich sind der Robespierre und Danton noch zahm gegen die zwei — so gründlich räumen sie auf! Aber wenn man die Augen von dem Stein sieht und den Mund von dem Scharnhorst, dann begreift man: Es muß sein! Die beiden schmelzen im Tiegel die Trümmer der Zeit. Sie werfen alles hinein, was wir haben, den König und seine Offiziere, den Adel und die Bauern, die Bürger und die Literatoren, und gießen es zu einem neuen Ganzen, in dem es keine Hörigen mehr gibt, sondern Bauern auf eigener Scholle und keine Untertanen mehr in den Städten, sondern freie Bürger! Und alles ein einziges Volk!"

„Aber wir werden noch Blut weinen müssen und unsere Herzen mit Erz panzern, mein Sohn, bis wir durch sind! Es ist ein furchtbarer Entschluß für uns Handvoll Junker, die wir bisher für jeden Sperling verantwortlich waren, der in Preußen vom Dach fiel — ein Entschluß, von uns aus der großen, dunklen, dumpfen Masse da draußen das Recht auf sich selbst zu geben. Wir kennen sie ja nicht. Wir haben sie ja nur regiert! Wir wissen jetzt erst, wie wenig wir von ihr wissen! Wir können sie auch nicht fragen, denn diese Masse ist ja zu stummem Gehorsam erzogen. Sie schweigt!"

Der Graf von Möllenbeck nahm die Rechte des Hufschmiedsohns zwischen seine beiden Hände. Überschwang war sonst nicht seine Art. Juel Wisselinck stand erstaunt. Er hörte:

„Was Sie vorhin sagten — Wisselinck — daß wir noch einen heimlichen Staatsschatz haben, den uns der Bonaparte und sein Generalintendent Daru nicht rauben können, daß wir die Goldbarren unserer Bürger und Bauern noch nicht in klingende Dukaten gemünzt haben, das war der erste freie Ruf von euch — von drüben — aus der großen Weite, den ich höre — der erst Widerhall dessen, was wir wollen! Das ist ein gutes Vorzeichen! Das gibt mir Mut! Dafür bin ich Ihnen dankbar!"

„Es ist wahrlich kein Anlaß, Ihro Exzellenz!"

„Ich habe Ihnen bisher vertraut! Ich will es künftig noch im tieferen Sinn und Verstande tun: Sie sollen mir ein Wegweiser sein zu dem Volk, aus dem Sie kommen, und zu dem ich will! Sie sollen mir ein Freund und Vertrauter sein! Aber bedenken Sie wohl: Wer sich jetzt der Nation gibt, der gibt sich ihr ganz zu eigen. Das neue Preußen duldet keine Götter neben sich! Man muß ihm dienen, wie ihm einst die deutschen Ordensritter dienten: Ohne Ansehung seiner selbst — ohne Lohn — ohne Rücksicht auf Leib und Leben . . ."

„Was liegt an mir?"

„Wollen Sie mir geloben, Wisselinck, nicht rechts und links zu schauen, nur an Preußen zu denken, für Preußen einzustehen, wo Preußen Sie ruft . . .?"

„So wahr mir Gott helfe, Exzellenz!"

„Dann wollen wir unseren Weg zusammengehen und helfen, den Teufel aus der Hölle zu jagen!" Der Geheimrat umarmte den jungen Mann. „Und nun, Wisselinck, kehren Sie nach Königsberg zurück! Wie? Sie können nicht? Sie haben schon wieder einmal Händel mit den Franzosen gehabt? Nun — in wenigen Tagen ist die Besatzungsfrist abgelaufen!"

Es war, auf dem Paradeplatz in Königsberg, dasselbe kriegerische Bild der Großen Armee wie überall von Lissabon bis Warschau, wo die silbernen Adler des Kaiserreichs über Bärenmützen glitzerten und die blutbebänderten Kreuze der Ehrenlegion auf blauen Schwalbenschwänzen schaukelten. Das letzte französische Grenadierregiment marschierte ab. Die kleinen Trommler wirbelten. Baumlang schritt, martialisch die goldknaufige Taktkeule in die Luft werfend und auffangend, vor ihnen der Tambourmajor, mit umgehängtem Lederschurz dahinter die Sappeure. Lärmend karrte, mit pfeifenrauchenden jungen, in ganz Europa umgetriebenen Marketenderinnen, mit geschminkten Dämchen in Reisekutschen, mit Planwagen voll Wäsche, Silberzeug, Weinfässern, zum Schluß der Troß. Stumm-höhnisch standen, am Königlichen Schloß hin, die Mägde und die Ladendiener, die Schulbuben und die Studenten, und schauten den Franzosen nach. Der wilde Christof Halbritter war, um ihnen seine Verachtung zu bezeugen, in einem zerrissenen Schlafrock aus seiner Bude herabgestiegen. Er faßte warnend den langen, blonden, vor ihm stehenden Kommilitonen am Ellbogen.

„Reitet dich der Teufel, Wisselinck, daß du schon wieder in Königsberg bist?"

„Sie ziehen ja ab!" Juel Wisselinck war noch gestiefelt und gespornt, so wie er über Tilsit hergeritten. „Die Regimenter gehen alle in Eilmärschen in den neuen Krieg nach Spanien! Ich hielt es nicht mehr aus!"

„Warum bast du es denn so eilig?"

„Ach — laß mich . . .! Ich muß jetzt einen Gang in die Poststube tun!"

Dort schnauzte es kurz und barsch hinter dem Verschlag: Nein! Es war kein Brief für einen Kandidaten Wisselinck

vorhanden. Juel Wisselinck seufzte. Er griff dankend an die geschweifte Krämpe seines Reithuts. Er stieg in seine kalte Dachkammer am Fischmarkt hinauf. Er setzte sich, schon im frühen Dämmern des Spätherbsttages, an das wackelige Tischchen. Er hauchte die Frostkruste von dem Tintenfaß. Er schnitt mit klammen Fingern die Feder und schrieb.

„Nichts! . . . Nichts! . . . Wissen Sie, Sie Ungetreue, daß man in gestrecktem Galopp beten kann? In Sturm und Regen ritt ich heute tagsüber von Mariengarten nach Königsberg und faltete die Hände über den Zügeln und blickte zu dem grauen Winterhimmel auf und bat den lieben Gott, er möge mir einen Brief von Ihnen in Königsberg in die Poststube legen! Eine innere Stimme sagte mir: der Himmel hat dein Gebet erhört! Ich saß so hoffnungsvoll im Sattel. Ich lachte so selig vor mich hin, während mir der Kot um die Ohren spritzte! Ich schwang mich vom Pferd! Und fand wieder nichts!“

Juel Wisselinck sah in dem Abendgrauen kaum mehr seine eigenen, zornig mit spritzendem Gänsekiel hingehauenen Schriftzüge. Er langte sein Feuerzeug aus dem Hosensack, ließ Stahl und Stein zum Funken auf den Zunder schrappen und setzte an dem Glühpünktchen die Talgkerze in Brand. Ihr Geflacker durchzitterte die schräge Bodenkammer mit unsicheren Lichtern. Jetzt erst sah er, daß sich die Türe bewegte. Er hatte, in dem Hallo des Russenwinds, der draußen die Ziegel von den Dächern fegte, das Klopfen überhört. Ein weibliches Wesen stand da auf der Schwelle, drall, jung, wie es schien, in einem kleinbürgerlichen Zipfelmantel. Er trat auf sie zu und leuchtete ihr mit der Talgfunzel in das runde, rotbäckige Gesicht unter der spitzen, nur ein paar blonde Haarkringel freilassenden Kapuze. Er riß seine blauen Augen auf.

„Ja — wie denn? . . . Das ist ja die Demoiselle Märtchen!“

„Das Kammermensch der Gräfin Eliza! Zu diene, Herr Kandidat!“

„Wie kommt Sie denn hierher?“

„Ha no! Halt mit meiner gnädigsten Gräfin zusamme! Die fährt doch nit ohne ihr Martche!“

„Die Gräfin Praunheim ist hier?“

„Ihre Gnaden habe sich schon vor sechs Woche entschlosse, ihre Freundin, die Marschallin Bossu in Mainz — zu der Marschallin muß man aber jetzt Prinzessin von Alta Villa und Hoheit spreche, seit ihr Mann — das war eigentlich von Haus aus gerad' e Metzgergeselle . . .“

„Martche — bleib' Sie bei der Sache!“

„Das gehört schon dazu, Herr Kandidat! Denn der Gräfin Eliza ist arg viel daran gelege, für ihre vorhabende, große Reis' zum Napoleon recht viel Leut' kennezulerne, die in Paris 'was zu sage habe! Deswegen hat sie die Frau Marschallin Bossu nach Danzig begleitet, wo der ihr Mann einer von den ganz große Generale ist! In Danzig hat's Ihne ja mehr Franzose als Flöh! . . .“

„Und dann?“

„Von Danzig sind die beiden hohen Damen hier herüber gefahre — zu einer Visit' bei der Frau Generalin Viviers — der wo ihren Mann der Napoleon so gern hat, daß er sich ihm manchmal auf den Schoß setzt und ihn am Ohr zupfe tut! O mei'! Hat unser Schiff gewackelt! Ich hab' was ins Wasser gespuckt, Herr Kandidat! Ich war froh, wie wir wieder an Land waren. Mir graust's, wenn ich nur vom Haus aufs Meer hinausguck'! Das Haus vom Großhändler Piaste — gleich da drüben neben dem Dom — über der Brück' — da sind die Damen bei der Generalin Viviers abgestiegen! Und die Gräfin Eliza erlaubt sich, den Herrn Kandidaten zu einem Schälchen Tee zu invitieren! Ja — aber das pressiert doch nit so, Herr Wisselinck! . . Ihre Gnade laufe Ihne ja nit davon!“

Aber Juel Wisselinck lief. Er kümmerte sich nicht mehr um das Martchen. Er rannte, den Zylinder schief auf dem Kopf, den rotklappigen Radmantel lose um die Schultern, atemlos mitten durch die Menschen, als ob es brennte — über den Fischmarkt — über die Schmiedebrücke — am Dom vorbei. Da verriet schon ein beißender Salz- und Fischgeruch aus Torwölbungen und Höfen das Patrizierhaus des Heringgroßhändlers Piaste. Es stand kein französischer Posten mehr davor. Die Garnison war abmarschiert. Oben, im ersten Stockwerk, leitete bei offenen Türen, zwischen Stroh am Boden, Kisten, Körben, Schachteln, die Generalin Viviers die Verpackung ihres Hausstandes. Sie war eine dicke, schnurrbärtige, mittelalterliche Kreolin in schlampiger, himmelblauer Seide. Ein Kaninchengewimmel von Kindern aller Jahrgänge kroch um sie herum in dem Wirrwarr von Sätteln, Korsetts, Rauchschinken, Schmuckkästen, Nachtgeschirren, Courschleppen. Ihre dienstbaren Geister, die sie kreischend im Umtrieb hielt — einige Soldaten im Blau der Linieninfanterie und ein paar Zofen und Ammen — fletschten weiße Zähne in bräunlichen Mittelmeergesichtern des äußersten französischen Südens und zeterten ohne Scheu in Gegenwart ihrer Herrin in singender, wie sächsisch klingender Marseiller Mundart durcheinander. Eine zweite, sehr hübsche und sehr leichtsinnig aussehende hohe französische Dame beobachtete amüsiert, mit hohen Knien wie eine Regimentstochter auf einem eisenbeschlagenen Feldkoffer kauernd, den Jahrmarkt. Vom Kamin über ihr mahnte zuweilen ein großer, weißer Kakadu mit kriegerischem Krächzen: „En avant, mes braves!“

Das war nicht Deutschland mehr. Das war ein Stück Zigeunerleben, Feldlager, Welschtum unter preußischem Dach. Ein Unbehagen — ein Widerwillen — durchfröstelte den Kandidaten Wisselinck. Er fühlte sich hier fremd, mitten im Vaterland. Er schaute ungeduldig in der Runde, um den Einlaß zu seiner Freundin zu entdecken und alle Seligkeit seines Herzens in das stürmische Pochen seiner Fingerknöchel zu legen. Aber vor der Türe stand, dürr und lang, ganz in Schwarz, mit geschmeidigen, lakaienartigen Schulterbewegungen, der gräflich Praunheim-Krähensteinsche Hofintendant Mariophilus de Buy und rieb sich frostig die Hände.

„Gemach — gemach — Herr Kandidat Wisselinck! Ich werde Sie bei hochdero Gnaden anmelden!“

Juel Wisselinck runzelte die Stirne hinter dem ehemaligen kurkölnischen Tafelvorschneider. Rechts und links von der Türe, durch die jener lautlos davongeglitten, standen zwei bäuerliche, junge Burschen, nur mit Hirschfängern bewaffnet, aber in einer scharlachroten, schwarz ausgeschlagenen Uniform, mit weißen Federbüschen auf den schwarzen Hüten.

„Die bisher regierende Standesherrschaft hat doch das Recht, ein Trabantenkorps bis zu dreißig Mann auf den Beinen zu halte“, erläuterte das außer Puste jetzt nachgekommene Martche. „Mei' gnädigste Gräfin hat aber nur zwei Kabinettstrabante mitgehe lasse . . . . Duding . . .“ Sie wandte sich an den Türhüter rechts. „Duding . . . steh' nit so da, als ob du noch Gäns' hüte tätst! . . . als die Brust 'raus und den Bauch nei, daß es ein Ansehe hat!“

„Also die Gräfin reist mit einem ganzen Hofstaat?“

„Ei — wir könne doch nit wieder wie in Pole als zwei Putzmamsells durch die Welt rutsche!“

„Es wird Ihrer Gnaden angenehm sein, den Monsieur Wisselinck zu empfangen!“ lispelte zurückkehrend der lange Hofintendant. Juel Wisselinck trat in das Gemach, trank mit trunkenem Blick das Bild Eliza Praunheims. Da saß sie. Und neben ihr, an einem Straminrahmen stichelnd, ihre Hofjungfer, die Baronesse Boxbach.

Die junge Standesherrin trug ein weißes, sanftes, von niederländischen Spitzen überrieseltes Negligé, das ihre hübschen, von den Strapazen der Seefahrt blassen Züge weich und mädchenhaft erscheinen ließ. Ihren mattgelben, indischen Schal hatte sie sich spielerisch nach der Mode der Zeit, von den dunkelbraunen Haaren hinab zur rechten Schulter und von da um die hohe, leise atmende Busengürtung gezogen. Sie nahm die Rechte aus dem riesigen, wärmenden Pelzmuff auf ihrem Schoß und streckte sie, mit einem freudigen Leuchten auf dem großäugigen Antlitz, dem Kandidaten entgegen.

„Guck — da ist er!“ sagte sie unbefangen und heiter. „Boxbächle — geh' Sie jetzt 'mal raus in die Affenwirtschaft da drauße — s'il vous plaît, ma chère —der Herr Wisselinck und ich haben miteinander über hohe Politik zu diskurieren! Goutiert der Herr Kandidat ein Schälchen Tee? Es ist echter, durchgepaschter, von der ostindischen Kompanie — nit so Erdbeer- und Brombeerblätter, wie's die patriotischen Dummköpf' hier zu Land sich aufkoche!“

Gleich nach dem Abmarsch der Hofdame tat es ihrer Herrin wieder leid, daß sie sie aus dem Zimmer geschickt hatte. Sie sprang unruhig auf. Sie rieb sich mit der linken Hand die gequetschten Finger der Rechten, die noch von dem Druck der Bärenfaust des Kandidaten brannte, sie wurde abwechselnd rot und blaß und schaute unschlüssig hinter der Boxbach her.

„Eigentlich hätte ich Sie den Generalinnen draußen präsentieren müssen!“ sagte sie verwirrt.

„Was gehen mich die Französinnen an?“

„Denen ihre Männer sind arg große Tiere!“

„Deswegen dürfen sie sich ja auch ihre Weiber ungebeten übern Rhein nachkommen lassen! Ich danke für die Ehre!“

„Vive l'Empereur!“ schrie nebenan der Kakadu.

„Da hören Sie's!“ Juel Wisselinck stand breitbeinig in seiner ganzen Länge mitten im Zimmer. Er schöpfte schwer Luft, zwischen Liebe und Zorn. Ein paar Wetterwölkchen brauten auf seiner kantigen Stirne und kämpften gegen das verzückte Lächeln auf seinen Lippen.

„Es schneidet mir ins Herz, Eliza, daß ich die Seligkeit des Wiedersehens mit Ihnen auf einer welschen Insel in Deutschland feiern muß!“

(Fortsetzung folgt.)

Schiffbruch.

Dem Leben nacherzählt von Aiko Janssen.

Wir hatten uns nach mehrjährigen Auslandsfahrten wieder einmal auf einem deutschen Schiff zusammengefunden, mein alter Freund Geerd Albers und ich. — Es war die Hamburger Bark „Amicitia" die zurzeit mit allerhand Stückgütern nach Chile unterwegs war, um dann von dort Salpeter mit zurückzubringen. — Der Kapitän hatte in Hamburg seine Frau und zwei Kinder an Bord genommen, dazu noch ein junges Mädchen, auch fast noch ein Kind, das die Tochter eines Verwandten der Frau war und vom Vater in Iquique, unserm Bestimmungsort, erwartet wurde. Die Besatzung bestand außer den beiden Steuerleuten und uns fast ganz aus Chilenen. —

Die Bark machte gute Fahrt, die Linie war bereits überquert, und sogar des gefürchtete Kap Horn wurde glatt passiert. Und weiter ging es bei schönstem Wetter in den Großen Ozean hinein, immer nordwärts der chilenischen Küste entlang bis zur Reede von Iquique. — Daß wir selbst hier keineswegs in Sicherheit waren, wußten wir alle, denn grade hier ist die Heimat des furchtbaren südamerikanischen Tornado, der in dieser Jahreszeit am stärksten und häufigsten auftritt. Wir hatten ja alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Segel längst sämtlich festgemacht, das Schiff mit dem Bug gegen den Wind gedreht und alle vier Anker rechtzeitig ausgebracht. Die Ladung war bereits durch Leichter abgeholt, und wir warteten auf unsern Salpeter, als eines Nachmittags der Himmel sich plötzlich verfinsterte. Das Meer fing an, unruhig zu werden, obwohl von Wind einstweilen noch nichts zu spüren war, nur lange Streifen von Schaum zogen sich bis zum Ufer hin. — Das Barometer war gleich um mehrere Striche gefallen, und wir konnten gerade noch alle Luken an Bord verrammeln, da hörte man auch schon das unheimliche Pfeifen in der Luft, und der Tornado brach los.

Noch sehe ich unsern Käpten zusammen mit dem ersten Steuermann auf der Kommandobrücke stehen, als schon die ersten Sturzseen über das Schiff hinwegfegten. Die Bark arbeitete gewaltig an den Ankerketten, noch hielten sie, dann aber kam uns plötzlich ein großer englischer Dampfer, der sich losgerissen hatte, vor den Bug getrieben; das Schiff stampfte auf uns los, als ob es Pfähle einrammen wollte. Wir versuchten alle Mann, vorne klar zu machen und den Engländer an unserm Bugspriet vorbeizudrücken, aber er saß bereits fest in unserer Takelage. Gleich darauf ertönte ein lauter Knall. Die Ketten beider Buganker waren gesprungen. Schon trieb unser Schiff herum, den Kopf vor dem Winde, und der Dampfer mit. Jetzt rollten die Sturzseen eine nach der andern von hinten nach vorn übers Schiff weg. Einen Teil des Vorderschiffs hatte uns der Engländer schon ganz eingedrückt; Fock und Bugspriet gingen mit Donnergepolter über Bord.

Bis dahin hatte unser Käpten unbeweglich auf der Brücke gestanden. — Zwar waren seine Kommandos bei dem Unwetter nicht mehr zu verstehen, er mußte signalisieren, aber die Ruhe hatte ihn doch noch nicht verlassen. Als nun aber auch der ganze Vordermast fort ging, sah ich, wie er Geerd Albers zuwinkte und ihm verständlich zu machen suchte, der Frau mit den Kindern in der Kajüte beizuspringen und sie an Deck zu schaffen. — Es war das Letzte, was ich vom Käpten Dirks gehört habe, denn gleich danach schleuderte ihn in hohem Bogen eine mächtige Sturzsee ins Meer. — Inzwischen waren auch noch Großmast und sämtliche Rahen mit furchtbarem Gekrach von oben gekommen. In diesem Augenblick kam Geerd wieder an Deck gestürzt und wollte Hilfe holen für die Frau und die Kinder, da der Eingang zur Kajüte durch Bretter und Balken versperrt war, aber man achtete nicht mehr auf ihn; der Kampf jedes Einzelnen um das eigene Leben hatte begonnen. Von der armen Frau mit den zwei Kindern hat keiner wieder etwas gesehen. — Die „Amicitia" war mitten durchgebrochen, und das Achterdeck samt der Kajüte verschwand gleich danach in den Wellen.

Wir hatten uns möglichst vorn gehalten, um im Notfalle auf den Dampfer überspringen zu können, der war aber auch schon im Sinken, und wir versuchten nun auf Stückgütern und Schiffstrümmern das nahe Ufer zu erreichen. Dabei mußten wir scharf aufpassen, wenn sich die großen Brecher auf das Land zustürzten, und dann versuchen, uns rasch irgendwo anzuklammern. Am Ufer sahen wir eine Menge Menschen stehen; alle mit dem besten Willen, uns zu helfen, aber machtlos bei diesem Wetter. — Wir waren nur noch wenige Mann, von denen es nun die ersten vier wagten, sich mit einer Riesenwelle so dicht wie möglich ans Ufer tragen zu lassen. Sie hatten aber dann wohl keinen Halt gefunden und trieben hilflos mit der rückflutenden See an unserem Wrack vorbei ins offene Meer. Nun kam die Reihe an uns. Wir warteten noch eine mächtige Sturzsee ab und sprangen dann in Gottes Namen hinein. — Als ich wieder auftauchte, war Geerd Albers an meiner Seite, und wir beide faßten zu gleicher Zeit eine treibende Tonne, mit der wir zum Glück recht nahe ans Ufer geworfen wurden. Vor der bald wieder zurückflutenden See konnten wir uns halb unter und halb über Wasser an eingerammten Pfählen festhalten, bis wir mit Stricken vom Ufer aus aufs Trockene gezogen wurden. — Wir waren gerettet und außer uns noch drei Chilenen, das war alles von der ganzen Besatzung.

Sehr freundlich wurden wir von den Einwohnern aufgenommen und sofort von einem Herrn, der uns besonders eifrig mit ans Ufer gezogen hatte, eingeladen, mit nach seiner Wohnung zu kommen, wo uns eine sehr große Überraschung zuteil wurde: er war der Vater des jungen Mädchens, das sich bei uns an Bord befunden hatte und als eine der ersten gerettet worden war. Der Vater stellte uns in seiner Freude sein ganzes Haus mit allem, was darin war, zur Verfügung, zunächst trockene Sachen und warmes Essen, nur bat er uns, seine Tochter für heute entschuldigen zu wollen, sie sei in gänzlich erschöpftem Zustande vor ungefähr einer halben Stunde ins Haus gebracht worden. Morgen würde sie uns gewiß alles Nähere gern erzählen. — Sie mußte doch längere Zeit das Bett hüten, hat mir aber später noch oft und ausführlich erzählt, wie es ihr gelang, sich so zeitig vom sinkenden Schiff frei zu machen. Sie ist nämlich zwei Jahre darauf meine Frau geworden.

Die Einladung.

Ich kann Tante Aline nicht leiden. Tante Aline kann mich nicht leiden.

Tante Aline ist eine Witwe und hat Zaster. Außerdem ist sie sehr freigebig. Kein Wunder, daß meine Frau darauf besteht, Tante Aline zu meinem Geburtstage einzuladen.

„Ich telephoniere nach Erfurt", sagt sie, und steht schon am Apparat.

Tante Aline wohnt nämlich in Erfurt.

Eine Viertelstunde später schon ist die Verbindung hergestellt.

Ich sitze im Sessel und höre zu, was meine Frau alles sagt. Sie sagt:

„Hier ist Mimi; bist du dort, Tantchen? Guten Tag, Tantchen! — Hör' mal, Tantchen, Kurt" — damit bin ich gemeint, der Autor! —, „Kurt besteht darauf, daß du zu seinem Geburtstage herüber kommst. Nein, du mußt kommen, um jeden Preis; du mußt es möglich machen. Kurt? Nein, der ist jetzt nicht da. Er hat mir extra aufgetragen, dich telephonisch auf den Knien zu bitten, herzukommen. Er würde mich umbringen, wenn er nach Hause käme und ich müßte ihm sagen: du hast abgelehnt. — Na siehst du, das ist nett, daß du dich entschieden hast. O Gott, wie wird sich Kurt freuen, wenn er nach Hause kommt. Wie? Ach so. Aber Tantchen, das ist doch selbstverständlich, daß wir dich an der Bahn abholen. Natürlich mieten wir ein Auto. — Aber Tantchen! Wie kannst du nur sagen: es wäre nicht nötig, ein Auto zu mieten! Du kannst doch d i e v i e l e n P a k e t e, die du mit hast, nicht tragen . . .!"

Wütend springe ich auf, reiße meiner Frau den Hörer aus der Hand, und hänge ihn an.

Von dieser Stunde an will sie sich von mir scheiden lassen.

Kurt Miethke.

. . . daß sie fortlaufend Gutes muß erzeugen.

Registrator Meyer (von der Jagd zurückkehrend): „Hurra! Endlich ist es mir geglückt, einen feisten Hasen zu erlegen! Da ist der Prachtkerl!"

Frau Meyer: „Ja, der Hase ist schön, aber bei diesen schlechten Zeiten wollen wir keinen Hasenbraten essen, schon der Nachbarschaft wegen nicht. Weißt du was? Wir schicken ihn zu Kanzleirat Huber, deinem Vorgesetzten, der es dir immer verübelt, daß du auf die Jagd gehst."

Registrator Meyer: „Du hast recht, Frau!"

*

Kanzleirat Huber: „Soviel Takt hätte ich dem Meyer gar nicht zugetraut! Aber was soll ich alter Junggeselle mit dem Hasen anfangen? Aha, ich hab's! Ich schenke ihn meinem Hauswirt, dem Stadtverordneten Schultze. Vielleicht ladet er mich zum Essen ein!"

*

Stadtverordneter Schultze: „Ein nobler Charakter, dieser Kanzleirat! Aber wir haben erst gestern Hasenbraten gehabt."

Frau Schultze: „Schicke ihn doch dem Bürgermeister als Geschenk!"

Stadtverordneter Schultze: „Eine großartige Idee, Frau!"

*

Bürgermeister: „Dieser Hase kommt mir sehr gelegen! Ich war meinem Schwiegervater, dem Gerichtsrat Lehmann, schon lange eine kleine Aufmerksamkeit schuldig. Aber dieser Schultze! Ich muß mir das merken!"

*

Gerichtsrat Lehmann (beim Mittagessen): „Der Hase schmeckt delikat! Solch einen Schwiegersohn laß ich mir gefallen. Dafür muß ich mich unbedingt erkenntlich zeigen! Aber wie?"

Frau Lehmann: „Wenn du ihm die Mitgift herausgeben möchtest, damit er das Grundstück erwerben kann, das er sich schon so lange wünscht . . ."

Gerichtsrat Lehmann: „Das ist freilich viel für einen Hasen. Aber ich habe doch eingesehen, daß er ein braver Mann ist!"

*

Bürgermeister: „Hurra! Dieses Glück hätte ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen. Das habe ich dem Hasen Schultzes zu verdanken! Wie revanchiere ich mich nur? Hm! Der Regierungspräsident ist mein Freund. Vielleicht schlägt er Schultze zur Ordensverleihung vor . . ."

*

Frau Schultze: „Wie freue ich mich, lieber Mann, daß deine Verdienste um die Stadt endlich durch die Ordensauszeichnung anerkannt sind!"

Stadtverordneter Schultze: „Ja, weißt du, wem ich das zu verdanken habe? Dem Bürgermeister! Der Regierungspräsident hat es mir selbst gesagt. Ich vermute, daß der Hase dabei eine Rolle spielt . . ."

Frau Schultze: „Der gute Kanzleirat! Wenn wir ihm doch einen Dienst erweisen könnten!"

*

Kanzleirat Huber (einen Brief lesend): „Sehr geschätzter Herr Kanzleirat! Ohne unbescheiden zu sein, darf ich es wohl meiner Beredsamkeit in der heutigen Stadtverordnetensitzung zuschreiben, daß Ihre Petition um Überlassung des städtischen Gartengrundstücks zu dem überaus mäßigen Preise genehmigt worden ist. Ihr ergebenster Schultze. — NB.: Besten Dank für den Hasen. Er hat vorzüglich geschmeckt."

Frau Registrator Meyer: „In so guter Laune bist du noch nie zum Bureau gegangen, Männchen!"

Registrator Meyer: „Ja, denk' dir, der Kanzleirat Huber teilt mir mit, daß ich vom nächsten Ersten eine Gehaltserhöhung erhalte! Er deutete an, daß er mir dazu verholfen habe. Wenn ich nur wüßte, weshalb er plötzlich so großes Interesse für mich hat!"

Frau Meyer: „Vielleicht des Hasen wegen?"

Registrator Meyer: „Ah, daran dachte ich gar nicht mehr! Es lebe der Hase!" **Willy Reese.**



Bunte Chronik



* **Ein ganzes Leben auf Gold geschlafen.** Andrea Degasberta war ein armer, alter Bettler. Schon seit vielen, vielen Jahrzehnten stand er an Mailands Straßenecken und streckte seine Hand nach milden Gaben aus. Er wohnte in einem feuchten Kellerloche, dessen einziges Mobiliar ein von seinem Vater geerbtes altes Holzbett war. Vor einigen Monaten wurde Andrea krank. Er konnte seiner Beschäftigung nicht mehr nachgehen und war bald dem Verhungern nahe. Es kam der Winter. Andrea fror jämmerlich in seinem Kellerloch. Da, in seiner letzten Not entschloß er sich, von der väterlichen Erbschaft, von dem Bett, sich zu trennen. Er rief einen Hausierer und bot diesem das Bett an. Er verlangte 15 Lire. Doch der Hausierer wollte nur 7 Lire geben und so kam das Geschäft nicht zustande. Und dies ward Andrea, dem Bettler, zum Glück. Denn hätte der Hausierer das Bett mitgenommen, so hätte er es nie erfahren, daß er ein ganzes Leben auf Gold geschlafen habe. So aber . . . Andrea war verzweifelt. Er fror jämmerlich und entschloß sich schweren Herzens, mit dem Bett einzuheizen. Er nahm eine Hacke zur Hand, zerschlug das Bett und plötzlich bemerkte er, daß in dem einen Fuße eine Blechröhre steckte. Er zog die Blechröhre heraus, öffnete sie und eine Menge alter Goldstücke kam zum Vorschein. Mit zitternden Händen zählte er sie, es waren genau 100 Stück. Der Bettler band den Schatz in ein Taschentuch und ging zu Guido Ferrary, einem kleinen Uhrmacher. Er erzählte diesem, wo und wie er dieses alte Geld gefunden. Und der Uhrmacher gab ihm zwei Lire für jedes Stück. Nun war Andrea glücklich. Er besaß ja 200 Lire. Er begann also das Leben mit vollen Zügen zu genießen. Und ehe viel Wochen um waren, stand er wieder arm und mittellos da. Zu seiner größten Freude bemerkte er nun, daß er noch ein altes Geldstück besitze. Nun ging er zu dem Juwelier Pietro Prada und dieser gab ihm für das eine Stück 120 Lire. Jetzt wußte Andrea, daß er betrogen war. Er ging also zu Ferrary und verlangte die verkauften Goldstücke zurück. Ferrary wollte diese aber nicht zurückgeben. Andrea mußte die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen. Heute ist er nun der glückliche Besitzer von 12 000 Lire, ist reich und dies alles nur darum, weil der Hausierer keine 15 Lire für das Bett geben wollte.

*

* **Ein zwei Stock hohes Haus gestohlen.** Nicht in Texas, sondern in Marseille in Frankreich ereignete sich dieser kuriose, in der Kriminalgeschichte vielleicht einzig dastehende Fall. Ein Haus, ein zwei Stock hohes Haus, wurde gestohlen, im wahrsten Sinne des Wortes gestohlen. Ideenreiche Diebe hatten es ganz einfach abgetragen und dann den Schutt für 12 000 Frank verkauft. Und dies geschah so: Madame Eugenie Dachot besaß in einem Vororte von Marseille ein baufälliges Haus. Das Haus war schon lange der Stadtverwaltung ein Dorn im Auge, und man versuchte, die Hausbesitzerin zu bewegen, ihr Haus abreißen zu lassen, um an seiner Stelle ein neues, schönes Palais aufbauen zu lassen. Doch die alte Frau wollte nicht. Bis sie endlich das Angebot einer Baufirma angenommen hatte. Sie hatte sich aber ausbedungen, daß sie das Recht habe, den Schutt zu verkaufen. Die Baufirma willigte ein. Und Madame Dachot kam mit einer anderen Firma überein, daß diese die alten Ziegeln übernehmen werde. Die Feiertage verbrachte die alte Dame bei ihren Kindern in Paris. Und als sie dann nach Marseille zurückkam, erwartete sie dort die große Überraschung. Ihr erster Weg führte sie zu ihrem alten Hause. Und nun mußte sie mit Entsetzen feststellen, daß dieses in ihrer Abwesenheit ganz einfach verschwunden war. Von dem ganzen Hause war nur mehr das Fundament vorhanden. Sie lief nun zu der Baufirma. Diese wollte aber von nichts wissen. Sie erklärte, daß sie keinen Auftrag gab, das Haus abzutragen. Die Hausbesitzerin ohne Haus ging nun zur Polizei und die Untersuchung brachte es dann ans Tageslicht: . . . Eine ideenreiche Diebesbande hatte in Erfahrung gebracht, daß das Haus demnächst abgerissen werden sollte. Mit allen notwendigen Werkzeugen ausgerüstet, ging sie also an die Arbeit und begann vor aller Öffentlichkeit das Haus von dem Erdboden verschwinden zu lassen. Die Ziegel wurden auf Wagen geladen und verkauft. Drei Tage später war die ganze Arbeit vollbracht und die originelle Diebesbande verschwand auf Nimmerwiedersehen. Nun wird jetzt in Marseille ein zwei Stock hohes Haus gesucht.

*

* **Tiere als Musikfreunde.** Ein bekannter Künstler in den Vereinigten Staaten hat unlängst interessante Versuche über die Einstellung verschiedener Tiere zur Musik gemacht. Entgegen der allgemeinen Anschauung, daß Hunde Musik verabscheuen, fand er, daß dies nur für „unkultivierte" Musik gilt, während gute klassische wie auch moderne Musik offenbar gern gehört wird. Vor allem scheint das Klavier, im Gegensatz zur Geige, bevorzugt zu werden. Das Gleiche gilt auch von Katzen. Gefangene Vögel sollen angeblich durch die Töne der Musik vom Heimweh geheilt werden, während Affen und Maulesel auf große Entfernung von ihr angezogen werden. Versuche sollen sogar ergeben haben, daß die Kühe mehr Milch geben und die Hühner besser legen, wenn man sie dem Einfluß der Musik aussetzt. Auch Papageien hören angeblich gern Musik, allerdings mit Ausnahme der allermodernsten Jazzmusik. — Was man ihnen nicht verdenken kann!



Lustige Rundschau



* **Liebe Überraschung.** „Mutti!" ruft der kleine Karl begeistert seiner Mutter zu, die aus der Stadt zurückkommt, „wir haben Briefträger gespielt und jedem auf der Straße einen Brief gegeben!" — „Aber wo habt ihr denn die Briefe hergekriegt?" — „Die haben wir in deinem Schreibtisch gefunden; sie waren alle mit rosa Bändchen zusammengebunden."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.